„Deutschen Zeitung“ ein solches Geduldspiel zuzumuthen; es wäre schade um Zeit und Mühe.

Ganz genau wird man die Vorgeschichte des Depeschenwechsels fürs Erste nicht erfahren, denn es muß vor Allem daran festgehalten werden: es ist erst ein erster Schritt zur Aussöhnung, beziehungsweise zur Herstellung der im nationalen Interesse erwünschten Beziehungen zwischen Kaiser und Altreichskanzler geschehen, Indiscretionen könnten diesen Gesundungsproceß stören, wenn nicht gar gänzlich vereiteln. Darum beobachten die dem Fürsten ergebenen Kreise, die in die Sache eingeweiht sind, die größte Zurückhaltung, aus der sie sich auch durch die dreistesten Anzapfungen nicht werden herauslocken lassen. Was ich Ihnen im Nachstehenden über die Angelegenheit mittheilen kann, ist Wahrheit, aber — nicht die ganze Wahrheit. Dies vorausgeschickt, gehe ich zur Sache selbst über:

Die Bemühungen, den Kaiser zu einem die Aussöhnung mit dem Altreichskanzler ermöglichenden Schritte zu bewegen, hatten schon im Frühjahr 1892 begonnen. Es gibt in der Umgebung des Kaisers nur sehr wenige Bewunderer des neuen Courses, wohl aber manchen erfahrenen General und Nichtmilitär, der für die Mißstimmung weiter Volkskreise über die Art der Entlassung des Fürsten Bismarck aus dem Amte feinfühliges Verständniß schon damals besaß, als noch kein „Uriasbrief“ geschrieben war. Damals war General Caprivi noch Gegner einer Versöhnungsaction, und da er damals noch unentbehrlich war — zu jener Zeit hätte sich kein auch nur halbwegs geeigneter Ersatz für ihn gefunden — gelang es ihm, den Kaiser von einem entgegenkommenden Schritte abzuhalten. Bald darauf wurde die Absicht des Fürsten Bismarck, zur Hochzeit des Grafen Herbert nach Wien zu reisen, bekannt. Es galt für den Grafen Caprivi Alles, eine Audienz des Fürsten bei dem ihm wohlgesinnten Kaiser Franz Josef zu hintertreiben. Der Fürst hätte sich, wie aus seinen Kreisen verlautete, bei dieser Audienz mit aller Aufrichtigkeit über die Vorgeschichte seines Rücktrittes und die ihm seither widerfahrene Behandlung ausgesprochen, ebenso aber auch über gewisse, in der internationalen Politik vorgekommene Mißgriffe. Dies zu verhüten, sandte Graf Caprivi — die Einen meinen, ohne Vorwissen des Kaisers, Andere, nachdem er durch Stellung der Cabinetsfrage dem Kaiser die Einwilligung abgedrungen — die traurig berühmte Drahtweisung an den Prinzen Reuß, die dem Fürsten Bismarck die Pforten der Hofburg verschloß. Der unbeschreiblich üble Eindruck dieses Schrittes auf die Nation blieb dem Kaiser nicht unbekannt, ebensowenig der peinliche Eindruck, den er am Wiener Hofe gemacht hatte. Das Nähere hierüber zu berichten, geht in einem österreichischen Blatte bei Ihren Preßfreiheit-Verhältnissen leider nicht an. An den süddeutschen Höfen, wo man den Fürsten Bismarck wegen seines Widerstandes gegen unitaristischen Uebereifer stets besonders hochgeschätzt hatte, herrschte tiefe Entrüstung, eine Parallel-Empfindung zu der ungeheuren Begeisterung, die dem Fürsten bei seinem vorjährigen Triumphzuge durch Süd- und Mitteldeutschland entgegengebracht wurde. Es war vorauszusehen, daß bei den für Ende August und Anfang September anberaumten Kaiser-Manövern in Elsaß-Lothringen und Süddeutschland die süddeutschen Fürsten unumwunden mit dem Kaiser über die Bismarck-Sache und all das, was drum und dran hängt, sprechen würden. Da kam die Cholera, und Graf Caprivi wußte es beim Kaiser — sehr gegen dessen innere Neigung — durchzusetzen, daß die Manöver abgesagt wurden. Zu dieser Zeit stand Caprivi's Geltung auf ihrem Höhepunkt. Seine letzte große Leistung bestand darin, den Kaiser — wiederum sehr gegen dessen innere Neigung — für die Militär-Vorlage mit der zweijährigen Dienstzeit zu gewinnen; der Kaiser, der noch kurz zuvor seine Abneigung gegen einen „großen Haufen“ von Soldaten geäußert hatte, machte die Militär-Vorlage zu seiner Angelegenheit.

Damit aber hatte sich der Einfluß Caprivi's auch ausgegeben, zumal da in den Gesichtskreis des Kaisers drei Personen traten, die geeignet und unter gewissen Voraussetzungen auch geneigt sind, die Kanzlerwürde zu übernehmen. Ihre Namen zu nennen, ist für den Eingeweihten überflüssig, für die große Oeffentlichkeit wäre es noch verfrüht; nur so viel sei bemerkt, daß es zwei Generale und ein Nichtsoldat sind, und daß dabei Herr Miquel nicht mitgerechnet ist, der als äußerste Kanzler-Reserve zu betrachten ist. Die Bemühungen wegen einer Aussöhnung des Kaisers mit dem Fürsten Bismarck dauerten inzwischen fort, und es kam ein Tag, da Graf Caprivi, der sich nicht mehr unentbehrlich fühlte, sich äußerte, wenn der Kaiser durchaus eine Versöhnung wolle, dann werde seine eigene Person kein Hinderniß bilden.

Damit war in der Sache Alles entschieden, es handelte sich nur noch um die Form des „ersten Schrittes“ und den Anlaß dazu. Beides hat sich zufolge der Erkrankung des Fürsten rascher gefunden, als vermuthlich noch in der Besprechung des vom König von Württemberg nach Kissingen entsandten Herrn v. Mittnacht mit dem Fürsten vorausgesetzt wurde. Bei der Anwesenheit des Kaisers in Stuttgart wurde der schon während der reichsländischen Manövertage vom Kaiser principiell zugesagte „erste Schritt“ in aller Form beschlossen, mit Vorwissen Caprivi's, wie unzweifelhaft feststeht. Daß die Theilnahme-Kundgebung nicht von Stuttgart aus an den Fürsten abging, ist erklärlich; man wollte der Frage vorbeugen, warum der Kaiser nicht in dem Augenblicke, da er von des Reichsbaumeisters Erkrankung Kunde erhielt, an dessen Lager geeilt sei. Ob das Gerücht zutrifft, der Kaiser habe dies thun wollen, es aber auf den Einspruch des Grafen Caprivi hin unterlassen, muß dahingestellt bleiben.

Dies die Vorgeschichte der Günser Depesche, die, wie schon eingangs bemerkt, nur ein erster Schritt gewesen ist. Hoffentlich werden die weiteren nicht in zu langsamem Zeitmaße für das nationale Empfinden geschehen.

Inland.

Wien, 26. September.

Alt- und Jungtschechisches.

Da versichert wird, Graf Taaffe könne den Augenblick nicht erwarten, eine „Majorität“ zur Seite zu haben, brechen die Alttschechen in die Klage und Frage aus, warum denn Graf Taaffe seine alte Majorität „zerschmettert“ habe — die doch gewiß „im besten Sinne des Wortes österreichisch, ein Mikrokosmos der Monarchie und die einzig richtige constitutionelle Repräsentation derselben“, die conservativ und auch „genug willfährig“ war. Genug willfährig — so lange aus der Schatzkammer der Zugeständnisse was zu holen war; österreichisch — wir bedanken uns für dieses Oesterreicherthum!

Wie aus Prag gemeldet wird, erscheint das jungtschechische Manifest aus Anlaß des Prager Ausnahmszustandes nächsten Donnerstag als am St. Wenzelstage. Sonntags soll dasselbe bereits in einer Versammlung jungtschechischer Abgeordneter festgestellt worden sein. Von jungtschechischen Blättern außerhalb Prags wurde dieses „Manifest“ wiederholt schon verlangt, damit sich die jungtschechische Partei von jeder Mitschuld an den Umtrieben der „Ultraradicalen“ reinwasche. Diese kleine Presse zeigt also seit der Verhängung des Ausnahmszustandes einige Ernüchterung. Die „Politik“ meint nun, diese Mahnung käme zu spät; die Jungtschechen hätten Zeit genug gehabt, sich der nun plötzlich verleugneten und den Ultraradicalen zugeschriebenen Gassenpolitik entgegenzustellen; sie hätten sich jedoch im Gegentheil den Anschein gegeben, daß diese Demonstrations- und Gassenpolitik in den Rahmen der radicalen, nur „noch mehr zu steigernden“ Politik gehören. Die „Politik“ hat schon Recht. Aber genau so haben es jederzeit auch die Alttschechen bei allen Unternehmungen der Jungtschechen gemacht. (Siehe Drahtnachrichten.)

Ungarische Fragen.

Offenbar ist die Angelegenheit der Civilehe in Ungarn im Flusse. Die Audienz des Fürstprimas beim Kaiser in Wien diente einer letzten mündlichen Besprechung, welcher zahlreiche schriftliche Erörterungen zwischen dem Primas und der Krone vorausgegangen waren. Die obligatorische Civilehe — so behaupten die der Regierung nahestehenden Blätter — kann nicht mehr in Frage kommen, da doch das Cabinet Wekerle ausdrücklich die Ermächtigung hat, auf Grund eines allgemein staatlichen Eherechtes und der obligatorischen Civilehe einen Gesetzentwurf auszuarbeiten. Mit dem 9. November 1892 habe die Krone diese Grundsätze genehmigt. Dagegen, so glaubt man, könne von kirchlicher Seite keine Einwendung mehr gemacht werden; solche könnten sich höchstens auf die Auflöslichkeit der Ehe beziehen. In diesem Punkte hofft man ein „tolerari potest“ von der Kirche zu erlangen. Das Princip der staatlichen Judicatur müsse jedoch unter allen Umständen als etwas Unberührbares festgehalten werden.

Auf oppositioneller Seite dagegen rechnet man darauf, daß der Fürstprimas auf seinem ablehnenden Standpunkte beharren und ein Compromiß mit Zulassung der eigentlichen obligatorischen Civilehe nicht eingehen, sondern die Zurückziehung der Vorlage über die Religionsfreiheit fordern, allenfalls nur die sogenannte „neapolitanische Civilehe“ zulässig finden werde. Nur auf diese Weise, meint man im oppositionellen Lager, wäre ein Compromiß möglich. Zugleich rüstet man sich auf dieser Seite, jedes Zugeständniß der Regierung als mit dem Programm derselben in einem unlöslichen Widerspruche stehend, zu entscheidenden Angriffen auf das Cabinet zu verwerthen. Hält also die Regierung an ihrem Programm fest, so wird sie verurtheilt, weil sie dem „Culturkampf“ nicht ausgewichen; gibt sie in den kirchenpolitischen Fragen nur im Geringsten nach, so soll eben deßwegen der Stab über sie gebrochen werden.

Nicht ganz befriedigt zeigt man sich in Ungarn von der Ernennung des Corpscommandanten Krieghammer zum Reichs-Kriegsminister; man hoffte nämlich, der ungarische Landesvertheidigungsminister Fejervary würde Kriegsminister werden. Da dies nicht geschehen, taucht auch schon die Forderung eines ungarischen Staatssecretärs im Reichs-Kriegsministeriums auf.

Wien, 26. September. (Die Reichs-Kriegsminister.) Der neue Kriegsminister Edmund v. Krieghammer ist der achte, der seit der Errichtung des Kriegsministeriums, das ist seit dem 20. October 1860, und der sechste, der seit Etablirung des Dualismus ernannt wurde. Kriegsminister waren der Reihe nach Feldzeugmeister Graf Degenfeld und Feldmarschall-Lieutenant v. Frank, dann nach dem Kriege von 1866 die Generale v. John, Kuhn, Koller, Bylandt und Bauer. Von diesen sind Koller und Krieghammer Cavalleristen gewesen, Bylandt diente sein ganzes Leben lange in der Artillerie, Bauer begann seine Laufbahn in der Genietruppe.

Wien. 26. September. (Reichsraths-Abgeordneter Professor Eduard Sueß) wird am Mittwoch den 27. d., um 7 Uhr Abends, eine Wählerversammlung im Turnsaal des Real- und Obergymnasiums, Leopoldstadt, Kleine Sperlgasse Nr. 2, abhalten.

Wien. 26. September. (Pfarrer Eichhorn.) Vor Kurzem haben wir an derselben Stelle erzählt, daß der Bezirksschulrath in Tulln beim Landesschulrathe die „sofortige“ Entfernung des Pfarrers Rudolf Eichhorn vom Amte eines Religionslehrers beantragt, und daß der Landesschulrath in diesem Sinne an das fürsterzbischöfliche Consistorium berichtet habe, unter Anführung von Aeußerungen Eichhorn's, welche geradezu als unanständig und roh bezeichnet und von einer überwiegenden Anzahl von Schulkindern bekräftigt werden. Wir haben ferner die Zuschrift des Consistoriums an den Klosterneuburger Abt P. Kostersitz mitgetheilt, mit welcher dieser ersucht wird, den Pfarrer Eichhorn von Höflein zu entfernen und ihn „nicht mehr in eine solche Verwendung zu nehmen, in welcher er Religionsunterricht in einer Schule zu ertheilen hat“. Im Kremser Antisemitenblatte nun spricht sich Pfarrer Eichhorn selbst über diese Vorgänge aus und schreibt, der Landesschulrath und das Consistorium hätten sich mit seiner Angelegenheit „nur oberflächlich“ beschäftigt, und weiter:

„Wahr ist allerdings, daß der Bezirksschulrath Tulln schon am 26. April d. J. und der Landesschulrath am 7. Mai meine „sofortige“ Entfernung aus der Schule in Höflein verlangten,

---

Ich verstehe sehr gut, daß Manchen das nicht genügt. Ich verstehe nur nicht, daß man es an den Franzosen preist, aber an einem Wiener schmäht. Im „Anatol“ sind ein paar Sachen, die den Vergleich mit den besten Meistern der Gattung vertragen und an flüssiger Anmuth, herbem Dufte, heiterer Melancholie Aurélien Scholl, Henri Lavedan und diesen vergötterten Courteline nicht zu scheuen haben. So wäre es wohl Pflicht der Directoren, einmal ihre Kraft auf der Bühne zu prüfen. Es wäre Pflicht der „Burg“, das „Märchen“ zu bringen, das ja nun wenigstens am „Volkstheater“ endlich kommen soll.

Im „Anatol“ sind vorne, als Prolog, ein paar Verse:

...Durch die Zweige brechen Lichter,
Flimmernd auf den blonden Köpfchen;
Scheinen auf den bunten Polstern,
Gleiten über Kies und Rasen,
Gleiten über das Gerüste,
Das wir flüchtig aufgeschlagen.
Wein und Winde klettert aufwärts
Und umhüllt die lichten Balken.
Und dazwischen farbenüppig
Flattert Teppich und Tapete,
Schäferscenen keck gewoben,
Zierlich von Watteau entworfen...
Eine Laube statt der Bühne,
Sommersonne [illegible] Lampen,
Also spie[illegible]ter,
Spielen uns're eig'nen Stücke,
Frühgereift und zart und traurig,
Die Komödie uns'rer Seele,
Uns'res Fühlens Heut' und Gestern,
Böser Dinge hübsche Formel,
Glatte Worte, bunte Bilder,
Halbes, heimliches Empfinden,
Agonien, Episoden ...
Manche hören zu, nicht Alle ...
Manche träumen, manche lachen,
Manche essen Eis ... und manche
Sprechen sehr galante Dinge ...
... Nelken wiegen sich im Winde,
Hochgestielte weiße Nelken
Wie ein Schwarm von weißen Faltern ...
Und ein Bologneserhündchen
Bellt verwundert einen Pfau an ...

Diese Verse sind sonderbar. Sie könnten von Emanuel Geibel oder Paul Heyse sein: sie haben diese leichte Sicherheit, das mühelose Glück, die reife Anmuth der goetheisirenden Epigonen, die in fertigen Formen fertige Gedanken, fertige Gefühle wiegen. Aber sie könnten auch von Maurice Barrès oder Nietzsche sein: so sehr haben sie an ihrer feinen, hochmüthigen, empfindlichen Grazie den scheuen Duft der letzten Stunde. Sie sind wie von einem herrisch heiteren Classiker, der unter die blassen und hilflosen Sucher der Decadence gegangen wäre. Sie sind von Loris.*)

Loris, der Hugo von Hofmannsthal heißt, schreibt Prosa und Verse, Kritisches und Lyrisches. An der Prosa merkt man den Lyriker gleich: sie schwillt rhythmisch; schwüle Tropen, dunkle, üppige und schwere Farben, fremde Harmonien drängen, und was doch als Feuilleton gemeint ist, klingt wie ein griechischer Chor. Aber an den Versen wieder merkt man den kritischen Philosophen: sie sind mit quälenden Gedanken, moralischen Fragen und athemlosen Zweifeln der Bildung ängstlich beladen, daß man ihnen lieber die freiere Gelassenheit ungebundener Aphorismen wünschen möchte. So ist in ihm ein unerschöpflicher Gesang, der, wie er geflissentlich auch trockene, nüchterne, steife Themen des Verstandes wähle, nicht verstummen mag, daß ich für ihn immer an das Wort des Anatole France über Banville denken muß, den „der liebe Gott in seiner Güte mit der Seele einer Nachtigall schuf“. Aber es ist auch eine unermüdliche Dialektik in ihm, die mit kritischen Reflexionen die schöne Vogelfreude der Reime u[illegible] Rhythmen immer wieder [illegible]ört.

Sein Stil trifft und er trifft ohne Mühe. Das nervöse Suchen, das Tasten mit unzulänglichen Vergleichen, die Qual um das fliehende Wort, das den rechten Gedanken, die letzte Note der Stimmung nicht geben will, sind ihm fremd. Er hat die Gnade der zeichnenden, malenden Form. So möchte man seine fröhliche Gesundheit rühmen, die sonst heute der gepeinigten Jugend fehlt. Aber die lauschende Empfindlichkeit, das helle Gesicht und Gehör seiner Nerven für die leisesten Reize ist von einer unheimlichen Feinheit, und aus seinen seltsam erregten Sätzen kommt es, ohne daß man vor sich diese Empfindung zu rechtfertigen wüßte, immer wie der kranke Hauch aus den fieberschwülen Kissen einer schmerzlichen und blassen Frau.

Das Erste, was er schrieb, war eine Studie über die physiologie de l'amour des Bourget, dieses müde Testament der erotischen Verzweiflung. Eine Studie über die „Mutter“ folgte. Das waren für seine siebzehn Jahre wunderliche Stoffe, und auch in seinen Gedichten sind Züge eines reifen, traurigen Cynismus. So konnte er in den Ruf eines vor der Zeit erfahrenen, ja verdorbenen Jünglings kommen, und ich habe, als ich öffentlich seine Verse las, Hofräthe sich schamhaft entrüsten gesehen, die mit Mühe später durch saftige Anekdoten wieder zu versöhnen waren. Aber wenn er bisweilen von unreinen Dingen spricht, geschieht es doch immer in reiner Rede, vielleicht weniger aus Tugend, als aus Erzogenheit, aus Eleganz, aus Geschmack, der denn überhaupt seine vernehmlichste Gabe ist. Er wird nicht craß, wird nicht brutal, und die Grenzen der guten Gesellschaft sind immer gewahrt. Er brauchte sich nicht erst „auszutoben“; es gab keine Periode der „Räuber“, sondern der Jüngling begann gleich wie ein Mann, der sich gebändigt, geklärt und in der Gewalt hat. So hat er vielleicht die perverseste Natur, aber er hat sicherlich die reinlichsten Werke unter den Genossen.

Schöne Dinge, die funkeln, sind seine Leidenschaft. Schmale weiße Hände, die prunkenden Betten der Borgia und der Vendramin, Sänften, Fächer und Pokale, Reiher, Silberfische, Oleander, die vollen Farben und die breiten Klänge der Renaissance kommen immer wieder. Man möchte ihn unter jene trunkenen Apostel der Schönheit stellen, wie die englischen Präraffaeliten, die französischen Symbolisten, die vor der rauhen und gemeinen Oede des täglichen Lebens in blühende Träume der Vergangenheit entlaufen. Aber er liebt es, mit dem Naturalismus zu kokettiren, und neulich hat er diese naturalistische Formel der Kunst geschrieben: „Denn wie das rebellische Volk der großen Stadt hinausströmte auf den heiligen Berg, so liefen unsere Schönheits- und Glücksgedanken in Schaaren

*) Gedichte in der „Modernen Dichtung“ und den „Blättern für die Kunst“. — Feuilletons in der „Modernen Kunst“, „Frankfurter Zeitung“ und „Deutschen Zeitung“. — „Gestern“, Studie in einem Act in Reimen, und „Der Tod des Tizian“.